

1. Mai

Preis 20 Heller.



1905

❁ Maienfreude. ❁

Rot, wie im Sturme die Sonne sinkt,
Eine blutige Garbe,
Rot, wie nach Wettern der Morgen blinkt,
Rot ist unsere Farbe!
Gleicht dem Weltbrand, der da begräbt
Einlöst die finstern Gewalten,
Gleicht auch dem Tag, der friedlich sich hebt,
Neu uns die Welt zu gestalten.

Doch auch freundlich, wie an dem Strauch
Reifende Rosen prangen,
Zart, wie der keimenden Liebe Hauch
Rötet des Mädchens Wangen,
Rot, wie die Freude, die tief uns beseelt,
Leuchtet aus offenen Mienen,
Strahlt auch die Farbe, die wir gewählt,
Uns als Banner zu dienen.

Unsere Fahnen! Ihr habt sie im Krieg
Durch zwölf Monde getragen!
Führten uns zu manchen schönem Sieg —
Sollen nicht friedlich auch ragen?
Drum laßt heut' sie, am Ersten Mai,
Flattern zur Zier des Festes,
Daß ihre Farbe die Freude sei —
Freude, der Menschen Bestes!

Pflanzt sie im Walde, laßt mit dem Wind,
Mit dem Gezweig sie kosen!
Sagt, ob im Grün sie nicht ähnlich sind
Auf dem Strauche den Rosen!
Mädchen, laßt eure Wangen schnell
Spiegeln die rosigen Lichter!
Bürchten, ihr Abglanz färbe euch hell,
Sorgendüftre Gesichter!

Maienfreude! Das Jahr ist voll
Uns von Kampfesbeschwerde!
Zum rotblühenden Garten soll
Wandeln sich uns die Erde:
Das will das Kampfsjahr! Aber ein Tag
Zeige uns, was wir erwarten!
Drum sei am Ersten Mai uns der Hag
Ein rotblühender Garten!

Kämpften gestern und Tag für Tag,
Morgen kämpfen wir weiter!
Heut' ist Feiertag, heute noch mag
Munter feiern der Streiter!
Rot blüh'n die Fahnen im Waldesgrün,
Rot die Wangen im Freien!
Morgen müßt ihr im Kampf euch mühen,
Heute freut euch des Maien!

Ginst, am Tage des Ersten Mai!

Von D. W. Payer.

Sehet, es ist alles neu geworden! Waget nur, die Augen aufzuschlagen, waget nur, kühn in die Welt zu blicken, und ihr werdet Wunder schauen, Wunder der Erneuerung!

Wie lang ist es her, daß Frau Erde, fahl und runzelig, farb- und lichtarm, wie eine garstige Heze Millionen dürrer Wesen zum Firmament emporreckte — das Besenwerk nannte sich „Wald“! Und mit nassen Nebelhadern peitschte der Fiebersturm, der lungengewaltige Kobold, die Wesen und bespritzte sie unablässig mit dem Geiser des Regens: dieses aschgraue, trostlose Firmament voll Nebelhadern, es nannte sich noch immer Himmel! Und der da in Hohlwegen, vor Sturm und Regen sich duckend, dahinschlich, an Mauerecken sich scheu vorbeidrückte, über triefende Straßen flüchtete, fröstelnd, in sein Gewand sich verkriechend, winterbläß, dieses arme Geschöpf hieß auch „Mensch“!

Nun aber ist die Erde wieder die „schöne Erde“, die Himmelsbraut.

Ja — das ist ein Himmel, der seinen Namen verdient, der Maienhimmel! Ein gewaltiger Söller am Palaste des Weltalls, ein Söller aus purem, klarem Saphir! Unter ihm ruht das Brauthaus der Erde, recht alle Zweiglein und Blütenfäden empor zu ihm. Und heraus aus dem Weltallpalaste tritt er, der Sonnengott, sendet seinen warmen, leuchtenden Blick nieder, verlangend, verheißend!

Und Millionen Stimmen, die Bewohner der Zweige, der Wiesen, der Hütten, der Städte, rufen in jubelndem Chore der Erde zu: „Siehe, dein Bräutigam kommt, der Mai!“

Ja, nun sind auch wir in Wahrheit wieder Menschen. Aufrecht, kühn, frei und freudig schreiten wir durch die Fluren und Straßen, kristallenhell die Augen und die Seele voll Verlangen und Verheißung, Wunsch- und tatfroh!

Kinder jauchzen vor Lust, da sie den Lenz, den sie in ihrem jungen Herzen tragen, endlich

auch um sich, in der Welt finden; Greise weinen vor Freude, daß der Lenz, der in ihrer Seele erstorben, wieder hineinflutet in sie durch alle Sinne. Ach, so wenig Lenzge sind den Sterblichen gegeben, siebzig Lenzge den allergünstigsten! Und nun freut sich der Greis in Tränen, daß ihm noch einer gegeben! — Aber die Erwachsenen, sie begrüßen den Mai nicht in Jauchzen und nicht in Tränen, nicht in Genusses- noch in Erinnerungswonne, sondern in Schaffensfreude. Sie wissen, die Pracht des Lenzes ist nicht bloße Himmelsnade.

Wir Erwachsenen freuen uns anders: den herrlichen Wald — wir haben ihn gepflanzt; wir haben die Wiesen bestellt und die Felder besät. Wir haben Wege durch die Fluren, Stege über die Bäche gelegt, damit wir den Lenz genießen können. Diese lachenden Gefilde waren Wildnis und Schrecken, Tod und Verderben, bevor sie des Menschen Hand gelichtet und verschönt. Nicht Erdengabe und Himmelsnade ist diese Herrlichkeit: wir sind es, die die wilde Erde geschmückt und den rauhen Himmel gemildert, Bergwald und Obstgarten, Ackerfeld und Wiese, Gemüse- und Weinkultur, Weg und Steg, Dorf und Stadt in all ihrer friedlichen Frühlingsherrlichkeit sind das Werk von uns und unseren Vätern, das Werk von hundert Menschengenerationen.

Sehet, alles ist neu geworden — durch uns!

Wenn wir nach langem Winterleid hinaus-treten, da treibt es uns zu jauchzen, wie die Kinder, und vor Freude zu weinen, wie die Greise. Ist doch nichts so rührend, wie der Anblick des ersten Blümleins im Frühling, das Vernehmen des ersten Amselschlages und Ruckrufes, nichts so erquickend und erlösend wie der erste sonnige Maientag. Aber nachdem das Auge sich sattgetrunken, da weicht die kindliche Freude dem Mannesstolze: Diese Verjüngung

und Erneuerung der Welt ist doch auch Menschenwerk. Der Werdegang der Menschheit rollt sich vor unserem Auge auf, zugleich mit der Geschichte des Bodens. Dieses unser Europa war vor viertausend Jahren Urwald, Sumpfland, die Heimat des Urs und Ebers, der Wölfe und Bären. Unser Land kannte nicht Weinrebe noch Obstbaum, die wilde Kirsche und der Holzapfel waren seine einzige Frucht. Nördlich der Alpen rihte kein Pflug die Ackertrume, durchschnitt keine Straße das Land, erhob sich kein gemauertes Haus. Urwald und Sumpf bewirkten, daß das Klima viel rauher und die Temperatur viel niedriger war als heute. Und während von der Bretagne bis zum Ural damals kein Weg führte und Wald und Moor wechselte, wogen heute im Mai auf der ganzen Linie grüne Saatsfelder, Halm an Halm, Meilen weit, und rasen heute unzählbare Eisenbahnzüge über den geschlossenen Schienenstrang von Gibraltar bis Drenburg!

Das ist unser und unserer Väter Werk!

Es mag wohl ein heiterer Maientag gewesen sein, als der erste indoeuropäische Volksstamm den Kaukasus oder den Uralfluß überschritt und, der sinkenden Sonne folgend, den Boden Europas betrat. Seit jenem Mai ist Europa unter unsäglichen Mühsalen, in blutigem Kampfe des Menschen mit der Natur und ach, des Menschen mit Menschen! zum ersten Kulturland geworden. Furchtbare, mühselige Arbeit mußte getan werden, so furchtbar und mühselig, daß der größere Teil der Menschen vielleicht Sklave und Leibeigener werden mußte, daß sie getan werde. Und als das Land gerodet, das Volk in festem Hause sesshaft gemacht worden war, als die Menschheit daran ging, Gewerbe und Industrie, Handel und Verkehrsmittel zu schaffen, vielleicht waren die Hekatomben von Menschenopfern der urwüchsig-brutalen Lohnarbeit notwendig, damit aus dem

Glend der Vorfahren der Reichtum der Nachkommen erblicke! Als Sklaven, Leibeigene und Lohnarbeiter haben die breiten Massen der europäischen Völker unsagbare Opfer an Blut und Schweiß, an Lebensjahren und Lebensfreuden gebracht, auf daß endlich die friedliche Flur im reichsten Segen, die stolze Stadt in Fülle und Pracht heute der Maiensonne entgegenlache — die Stadt, die wir Enkel heute durchschreiten, die Flur, über die wir ziehen, dem Ersten Mai entgegen.

Von den Stadtzinnen, von den Berg Höhen schauen viertausend Arbeitsjahre herab auf uns. Wir sind die Erben ihrer Mühsal, im doppelten Sinne des Wortes: wir sind berufen, fortzuarbeiten, wir, die Frucht ihrer Arbeit zu verwalten. Sie haben eine Welt gebaut und erwarten von uns, den Massen Europas, daß wir eine neue, schönere Welt aus Europa gestalten.

Sie haben den Erdboden zu einem blühenden Garten gemacht. Aber diesen Garten hat individuelle Habgucht, die freile Sucht nach dem Eigen, zerrissen durch Grenzfurchen, zerstückt durch Scheidemauern. Die entfesselten Kräfte der Natur hat diese Eigensucht eingepfercht in die engen Schranken des Privatbetriebes. Und die Schätze der Kultur, welche die jahrtausendelange Arbeit von Sklaven, Leibeigenen und Lohnarbeitern gehäuft hat, sie sind angeeignet von wenigen. Die Massen aber, die Nachkommen jener Märtyrer der Arbeit, welche Europa zu dem gemacht haben, was es ist, sie haben kein Fleckchen des Bodens, keinen Stein von den Milliarden Wohnstätten zu eigen. Als Fremdlinge gelten sie in dem Lande, ohne ein anderes Recht als das Anrecht auf die Straßen Europas, auf denen sie herumirren,

um Brot und Arbeit, um sich einen Brotherrn zu suchen.

Viertausend Arbeitsjahre schauen auf uns herab. Und wieder am schönen, heiteren Maientage begeben wir uns auf die Straße und ziehen aus, damit alles neu werde, damit ein neues Europa an Stelle des alten trete. Von der Küste Frankreichs bis zum Ural — es ist ein einziger großer Völkeraufmarsch, der die Gestalt der Erde ändern soll. Die Grenzfurchen sollen ausgeglichen, die Scheidemauern niedergedrückt, die eingepferchten wirtschaftlichen Kräfte befreit, die Schranken des Privatbetriebes gesprengt werden: Ein Volk von Brüdern, ein paradiesischer Garten, ein Europa und bald eine Menschheit und eine Welt!

O, wie werden die Kinder unserer Enkel jauchzen, ihre Greise vor Freude weinen, wie werden ihre Erwachsenen stolz unser gedenken, stolz ihre Augen als freie Menschen zum Himmel aufschlagen, einst, am Tage des Ersten Maien!



Der russische Mai.

Wie ganz anders stehen heute Rußlands Kämpfer vor unserem Herzen! Immer waren sie unserem Denken die nächsten an jenem Tage der Maie, der Pflicht und Tat der proletarischen Brüderlichkeit in einem großen Gefühl aufleuchten läßt. Die Kämpfenden, in Mühen Ringenden gedachten der Gefesselten, in stummer Ohnmacht Niedergehaltenen, der Helden, die das Leben einsehn mit jedem Schlag, den sie führen, der Märtyrer, denen in des Nordens Nacht und Starre endlos die Tage der Gefangenschaft verdämmern.

Noch ist der Bann nicht gebrochen. Noch füllen sich die Kerker des Jaren, noch jagen seine Kosaken mit tausenden Geißeln durch die Straßen der Städte, noch schreden Sibiriens grenzenlose Eisfelder. Aber

glutrot ist in der Finsternis des Despotismus das Licht des neuen Tages entbronnen, der Tag der Freiheit, der in brausenden Stürmen furchtbar sich ankündigt. Kampft ist's wieder, blutiger Kampf erst recht, schrecklich sammelt der Schnitter Tod in der edelsten Menschenfaat seine Garben.

Doch nicht mehr Einzelne sind's, die aus dumpfer Verzagnis die Hand erheben zu wilder Verzweiflungstat und hingestreckt versinken, vergebliche Opfer. In Schlachtreihe stehen jetzt die Scharen der russischen Freiheitsarmee, von Stadt zu Stadt dringt ihr jauchzendes Kriegsgeschrei, grimmig sich wehrend, weicht Schritt für Schritt die Autokratie zurück. Die Stunde der Erlösung hat geschlagen.

Damals erklang ihr erster Schlag, als das Volk von Petersburg zu Hunderttausenden sich erhob. Es war die große Wende der russischen Geschichte. In jahrelanger Arbeit, unter ständiger Gefahr für Leben und Freiheit hatte die furchtlose Schar der Propagandisten und Agitatoren sie vorbereitet, dann kam der Schlag, der den Tyrannen Plehwe fällte, es kam der Krieg, der Niederlage auf Niederlage, den Zarismus tiefer in Schmach und Not niederzerrte. Vom Höhenbilde des allgewaltigen Selbstherrschers fiel die metallene Glorie des Kriegsrühmes, der herrschenden Kraft und zerschellte im Staube. Die gräßliche nordische Sphinx, vor deren Basiliskenblick das Leben des Volkes erstarrte, wird zum Spotte aller Welt.

Da stand das Volk von Petersburg auf. Wie ein Steppenbrand sich erhebt, und der dröhnende Boden und die stückende Blut das erschreckte Gekier fliehen heißt, bevor in ledenden Flammen das Verderben naht, so ging von jenem Tage ein Beben und Zittern durch das Reich und es wankte der Thron des weißen Jaren.

Was hat sie nur gesammelt, die Hunderttausend der Petersburger Arbeiter? Wie kamen sie nun, ein dicht geschlossenes, unermessliches Heer, vor die Burg des allgewaltigen Herrn? Kaum einige Tausend von ihnen hatten das Wort der Freiheit vernommen, die Lehre der neuen Zeit lebte nicht einmal in ihren

Die „Neugläuber“ vom Tressengraben.

Von Hans Kiesel.

Wieder war der 1. Mai herangekommen. Seit 1890 hatte ihn Kogler Franz gefeiert, doch diesmal machte es ihm Kopfzerbrechen, wie er ihn feiern sollte. Nicht etwa, daß er daran dachte, am 1. Mai zu arbeiten; darüber gab es bei ihm nichts zu studieren. Er hatte sich bei der ersten Maifeier entschlossen, den 1. Mai sein Leben lang als Feiertag zu halten und daran konnte ihm nichts in der Welt abbringen. Zum Studieren brachte ihn bloß, weil er ihn allein zu feiern hatte. Seit acht Tagen war er in Kaltenbach, weit drin im Gebirge. In Kaltenbach waren nur Bauern und die waren bis zur Verblendung schwarz, die sichersten Stützen der Konservativen. Er hatte einen neuen Blitzableiter auf dem Kirchturm zu montieren. Kogler war sonst am 1. Mai immer in der Stadt gewesen. Aber ein dummer Zufall hatte es gefügt, daß er knapp vor dem 1. Mai von der Fabrik daher verschickt wurde. An fünf Stunden schon war's ins flache Land hinaus, und es war nahezu unmöglich, an einem Tage zur Stadt und zurück zu kommen. Dann wäre das, so sagte er sich, wohl nicht die richtigste Art der Maifeier, wenn er nur den Weg in die Stadt und zurück machen würde, ohne der Versammlung anzuhören und an dem Feste teilzunehmen. Deshalb sann er auf eine andere Art der Feier. Das Beste dünkte ihm, auf die Berge zu gehen. Oben in der freien Natur wollte er sein Maifest begehen. Von der Geierjochspitze sah man weit hinaus ins Tal. Da konnte er die Stadt sehen und sich mit seinen Genossen im Gedanken aufs neue verbrütern. Das ist die beste und würdigste Feier, sagte er sich. Zwei Tage vor dem 1. Mai begann er bereits seine Vorbereitungen für das Fest — die Bergtour. Am Vorabend des 1. Mai, nach Feierabend, machte er sich auf den Weg. Sein Ziel am Abend noch war die Sattenalm, um am nächsten Tag über das Geierjoch nach Faltern, Nieseln und wieder nach Kaltenbach zu gehen.

Es war schon ziemlich finster, als er bei der Sennhütte auf der Sattenalm anlangte. Die Sennerin schloß eben die Fensterbretter, wie er zur Umzäunung der Hütte kam. Als er sie ansprechen wollte, blitzte ein greller Lichtstreifen über dem Geierjoch auf. Da — noch einer! Er vernahm auch einen dumpfen Knall — es mußten Raketen gewesen sein. Er begrüßte die Sennerin, und bevor er mit ihr wegen des Nacht-

quartiers sprach, fragte er sie, was denn die Raketen schüsse zu bedeuten haben. „Ach,“ meinte sie, „das ist von den Neugläubern, den Tressengrablern.“ — „Von den Neugläubern? Wer sind die?“ — „Na,“ sagte die Sennerin, „früher waren sie ja g'scheit und brav. Aber vor zwei Jahren ist so ein hinkender Kerl, ein früherer Tressengrabler, wieder zurück in den Graben gekommen. Er war lang draußen in der Stadt Maschinist. Da hat's ihm den Fuß wegg'risen, und da kriegt er 'zahl dafür. Der hat mit seinen Reden und Schriften allen den Kopf verdreht. Sie glauben nicht mehr recht an den lieben Herrgott, noch weniger an die Jungfrau Maria, und jetzt haben sie sich gar einen eigenen Feiertag g'macht. Der ist morgen, und da machen sie heute schon allerhand, das man sonst doch nur zum Kirchweihlag macht.“ Kogler fragte gespannt: „Wie nennen sie sich denn sonst?“ — „Sonst? Sie heißen nicht anders als die Tressengrabler. Sie gehen halt nicht in die Kirche, sondern bloß ab und zu auf die Berg' und sagen, das Schönste sei Gottes freie Natur. Sie erzählen, daß sich alle Leute gern haben sollen auf der ganzen Welt, ob sie Christen, Juden oder Heiden sind, und daß es nur einen Unterschied gibt unter den Menschen: Gute und Schlechte. Die Schlechten seien die Reichen, die Faulen, und die Guten die Arbeitsamen, die Armen. Der Pfarrer hat schon oft 'predigt gegen diese Lehr', aber das hilft alles nichts. Die Tressengrabler lachen d'rüber nur. Sonst sind sie grad nicht böse. Wenn einer über'n Tressengraben muß und in der Nacht nicht weiter kann, so tun sie ihm gut, und sie lassen keinen hungern, der dort vorbei muß. Aber verrückt sind sie, das wird allgemein g'sagt, und selig werden können sie auch nicht.“ Kogler wurde lebhaft angeregt durch diese Mitteilung über die Tressengrabner. Was konnte es sein mit ihnen? Allerlei Gedanken trieben sich ihm in Kopf. Sollte es sich um eine religiöse Sekte handeln? Aber daß diese just morgen Feiertag haben sollte? Sollten da unten in dem weltverlorenen Graben Genossen — Sozialisten sein?

Es war kühl geworden, ein scharfer Luftzug hatte sich erhoben. Kogler trat in die Hütte, verzehrte ein kärgliches Mahl und ließ sich dann von der Sennerin sein Lager anweisen. Er konnte lange nicht einschlafen, denn die Sache mit den Tressengrabnern wollte ihm nicht aus dem Sinn.

Am nächsten Morgen nach dem Erwachen war sein erster Gedanke wieder an die Tressengrabner. Er hatte bis ziemlich spät hinaus geschlafen. Die Sonne blitzte schon hell über die Berge, und er beeilte sich,

auf den Weg zu kommen. Als er aus der Hütte trat, fiel sein Blick auf den Finstertogel, neben dem Geierjoch. Auf der Kogelspitze glaubte er etwas Neues an einer Stange im Winde flattern zu sehen. Es war eine Art Fahne, die, wenn Sonnenstrahlen auf sie fielen, deutlich aufleuchtete. Es war später geworden, als er wollte. Er schritt rasch aus. Die Tressengrabner — wer sind die Tressengrabner? fragte er sich immer wieder. In Gedanken versunken merkte er gar nicht, daß er anstatt links, rechts auf einen schmalen Steig geraten war. Erst nach einer Weile dünkte ihm, daß er in falscher Richtung gehe. Ein Blick auf die Landkarte zeigte ihm, daß er sich dem Finstertogel zu, der ober dem Tressengraben liegt, befinde. Vom Finstertogel, das sah er auf der Karte, konnte es anderthalb Stunden bis in den Tressengraben sein. Von dort hatte er an vier Stunden nach Kaltenbach zurück. Kogler kannte den Tressengraben nicht weiter; er wußte nur vom Erzählen, daß dort zehn, fünfzehn Häuser waren. Früher einmal sollen auch einige größere Bauern dort gewesen sein, doch sie waren vor Jahren von der Herrschaft aufgekauft worden. Jetzt waren nur einige Häusler dort, die als Holzhauer und Köhler ihr Fortkommen hatten. Die Begier, zu wissen, was es mit den Leuten dort unten im Tressengraben sei, drängte ihn auf dem Wege weiter, nach dem Finstertogel.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch und brannte ganz gehörig, als er von der rückseitigen Lehne nahe der Spitze des Finstertogels gelangte. Die Aussicht war herrlich. Er sah weit hinaus ins Tal. Im Anblick des Panoramas vertieft, war er aufwärts zur Spitze gestiegen. Da schredte ihn ein Geräusch. Unweit von ihm stand eine Stange, an der ein blutroter Stoff — ein Vorhang oder eine Schürze — lustig im Winde flatterte. Unweit der Stange sah ein etwa vierzehnjähriger Knabe, der eben ein Holzpfeifchen, wie es Hirten öfter haben, in der Hand hielt. Jetzt hub er an zu pfeifen. Was war das? Eine bekannte Melodie! Ehe sich Kogler recht bewußt wurde, fiel er unwillkürlich singend in das Lied ein:

„Und wie einst Galilei rief,
Als rings die Welt im Irrtum schlief:
Und sie bewegt sich doch!“

Der Knabe brach erschreckt ab und sah Kogler halb ängstlich, halb staunend an.

Er sagte sich jedoch bald, sprang auf und stand Rede auf die hastigen Fragen Koglers. „Was machst du da heroben? Woher hast du das Lied? Was soll die Schürze . . . der Vor . . . was soll die

Führern. Aber jetzt waren alle, wie durch wunderhafte Eingebung eines Sinnes, wenige Tage der Vorbereitung hatten die Jagenden mutig, die gehorsam dienenden mannhaft, die Streitenden und Zweifelnden einmütig und der Tat begierig gemacht. Es war wie eine innere Stimme, die zu allen gleich redete, wie innerer Zwang und Drang, dem keiner widerstehen mochte, was sie hinwies zum Winterpalast: vor dem prunkenden Herrscherthron des Gebieters über 140 Millionen Menschen, zu klagen ihres Schicksals Not, zu heischen, andringend zu fordern, daß endlich Recht und Gerechtigkeit werde, wo bisher sinnlose Willkür geherrscht und das dreiste Belieben und die schamlose Raubsucht der zarischen Satrapen und Schergen, und daß der allwaltende Selbstherrscher das Wort spreche, das seinem mündigen Volke die Freiheit endlich gebe, die Selbstbestimmung, die Mitregierung im Parlament.

Bittend kam das Volk, klagend und mahnend. Unbewaffnet zogen die Scharen heran in einem Vertrauen, das Vertrauen verlangte. Doch der Zar verbarg sich vor seinem Volke. Feige versteckte er sich in seinem Schlosse vor der Stadt, hinter dem doppelten Gehege der Bajonette und Geschütze.

Seinem Volke entgegen aber sandte er Kosaken und Dragoner und die Regimenter der Garde. Hui, wie das kaiserliche Wappentier die gierigen Häse rechte seines grauen Doppelhauptes und triumphierend die Schwinge schlug — ganz anders, als im fernen Osten, wo es gilt, des Reiches Macht und Ehre zu verteidigen. Sie hieben hinein, die blutigen Schergen, in die friedlich heranwallenden Ränge der Männer, Weiber und Kinder, sie ließen die Pferde einreiten, die Peitschen sausen: wieder und wieder knatterten die Salven. Und die Straßen der Revaresidenz füllten sich mit Haufen von Leichen — Männer, Weiber und Kinder — so hat man die Unbewaffneten, die Wehrlosen niedergeschlagen. Hunderte? Tausende? Wer weiß es? Gezählt hat sie niemand. Wären sie fern im Lande der Heiden, am Schah oder am Hunho, gefallen, der

Feind hätte ihre Leichen aufgelesen, hätte wohl den russischen Hügel mit dem Kreuze geschmückt — mit dem fremden, ihm gleichgiltigen Zeichen. Hier in der Kaiserstadt, am Sise des geheiligten, gottgeweihten Herrschers, wurden die Leichname der Erschossenen weggeschleppt und in Nacht und Dunkel heimlich verscharrt. Die Soldaten des Zaren hatten ihren ersten Sieg erfochten, den Sieg über das eigene Volk.

Das war der 22. Jänner. Der schreckliche, blutige, der herrliche Tag. Wie ein Juwel leuchtete die Nachricht von dem frommen, gewaltigen Zuge und seinem grauenvollen Ende vor dem russischen Volke auf. Das große Verben eines ganzen Volkes. Die große Umwälzung in der Seele eines ganzen Volkes. Etwas riß und zerstob in den Köpfen der Russen an diesem Tage: ein altes Vorurteil, der Bann eines von den Urvätern ererbten Aberglaubens, die Kette des Gehorsams und der inneren Gebundenheit, mit der ein Wahn der Ehrfurcht die Millionen an das Gebot des Einen knüpft. Die Schatten der in Petersburg Ermordeten stellten sich zwischen den Thron und das Volk. Und im Herzen losgebunden, im erwachten Sinn der jah erkommnen Klarheit freudig inne, erhoben nun in allen Städten des Reiches die Männer der Arbeit ihre Waffe — die furchtbarste Waffe des modernen Bürgerkrieges — den Generalstreik.

So wogt jetzt seit drei Monden der ungeheure Kampf, den wir in schmerzlicher Spannung, mit unfertem tiefsten Lieben und Wünschen teilnehmend folgen. Noch ist der letzte Streich nicht geführt, doch unverrückbar Ziel und Ausgang des Ringens bereits festgestellt. Mit schurkischer Grausamkeit und tückischer List haben an dieser oder jener Stelle die Schergen des Zaren die Bewegung niedergeworfen, doch in kurzem schlug die Lohe wieder auf und ihre stiebenden Funken schufen ringsum neue Herde des Brandes. Als für Augenblicke in Petersburg das Feuer niedriger und trübe zu schwellen anfing, da ergriff die geknechtete Nation der Polen die Wehr. Wieder wie in den Tagen Pastewitschs und Bergs hallte durch die Straßen

Warschaus der Schrei der Sterbenden, färbte das Pflaster der Weichselstadt das Blut der Söhne Polens. Aber unerschüttert stand der Heerband des von der Sozialdemokratie straff geschlossenen Proletariats, wochenlang, in Hunger, Elend und blutiger Verfolgung blieb der allgemeine Streik aufrecht, und kein Belagerungszustand und kein Standrecht vermag die Gewalt des Zaren in Polen wieder herzustellen. Durch die Täler, über die schneeigen Gipfel des Kaukasus rast der Strom der Empörung: die wehrhaften Bergvölker halten die Abrechnung mit ihren Eroberern und Unterdrückern. Und die Blut der Revolution schlägt zurück auf die Hauptstadt an der Newa, ihre feurigen Fluten wälzen sich über die baltischen Lande, durch Litaun, durch Wolhynien, durch die Städte des Südens hin.

Bis endlich das Furchtbare, das Ungeheure, das Entscheidende geschieht: der Bauer beginnt sich zu regen; der Bauer Polens, Kleinrußlands, der Bauer endlich der russischen Kernlande selbst; der Bauer, durch dessen kindlichen Glauben der Zar der Herr ist; der Bauer, dessen Gehorsam, leidames Tragen, schweigende Opfermut die Stufen des Thrones sind, und der Thron selbst, und die Krone und die heilige Weihe des Herrscheramts. Der Ewig-Blinde, nun reißt er an der Kette, er senkt und brennt; der von Menschengeschlecht zu Menschengeschlecht Ausgeraubte und Bestohlene plündert jetzt seine Blünderer aus. Ein Zerstörungswerk: niemand erschrecke, der davon hört. Aus seiner Blut und Asche werden die wunderätigen Kräfte der neuen Zeit, den Bau des freien Rußlands erstehen lassen. Und stolz und strahlend wird es sich erheben in unerhörter Größe vor unseren sehenden Augen.

Das sind wir gewiß, das feiern wir heute am Tage der Maien.

Fahne da bedeuten?" — „Ihr seid von der Stadt,“ erwiderte der Junge, „Ihr müßt doch das Lied kennen und auch die Fahne; Ihr müßt doch wissen, was heute ist!“ Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ach, Ihr wißt es nicht, sonst wäret Ihr d'rinnen — drunten blieben bei den andern, die den 1. Mai feiern.“ Kogler wurde wirr. Hier in dieser Einsicht konnte man doch — es mußte doch so sein, es mußte Sozialisten — da Sozialisten geben! „Ja, bist du ein Mädel?“ wandte sich Kogler fragend an den Jungen. „Freilich ja,“ antwortete der. „Wir vom Treffengraben, von dort drunten bin ich, sind alle rot, bis auf den Herrschaftshalter.“ Ein erstauntes „o—o“, drängte sich Kogler von den Lippen. „Heute wird bei uns nichts gearbeitet,“ plauderte nun der Junge weiter. „Wir feiern alle. Der Karner-Better, der mit dem Maschinfuß, der sagt, daß am 1. Mai die Arbeitsleute der ganzen Welt Feiertag halten. Sie wollen zeigen, daß, wie es im Lied der Arbeit heißt, die Arbeit die Welt bewegt, und daß alle zusammenhalten müssen, die es nicht gut haben auf der Welt. Uns im Treffengraben geht es aber am aller schlechtesten. Wenn wir auch ganz allein da herinnen sind, sagt der Karner-Better, wenn wir uns auch nicht recht rühren und uns nicht helfen können, so müssen wir doch mit den andern draußen denken. Wenn das kommt, was die draußen wollen, wird es für uns auch besser.“

Der Kleine hätte noch fortgeredet, wenn ihn Kogler nicht mit der Frage unterbrochen hätte, wie weit es denn in den Treffengraben hinunter sei. „So a gutes Stündel auf dem Weg neben dem Grat,“ sagte der Junge. „Mitschen darf man halt nicht, sonst ist's g'schehen um einen.“ „Und was machst du allein da heroben?“ fragte Kogler. „Ich paß auf die Fahne auf, daß sie der Wind nicht holt. Es ist mir so a bisserl leid, daß ich da heroben sein muß, denn heute ist's lustig unten. Alles ist daheim. Der Hofer-Ferdl spielt Musik und der Karner-Better halt eine Rede. Aber ein jeder muß das Seine machen, sagte er, und da bin ich halt zu der Fahne aufpassen g'stellt worden. Wenn Ihr keiner von den großen Herren seid, so könnt Ihr hinuntergehen, sonst bleibt lieber da, denn Ihr könntet drauß erzählen, was bei uns ist. Einmal waren so schon die Gendarmen bei uns herinnen. Schriften wollten sie uns wegnehmen, die uns einer von den Noten drauß vom Land herein bracht hat. Aber wir haben sie nicht hergeben.“ Der Bub plauderte noch manches, doch Kogler achtete nicht recht darauf. Er war mit seinen Gedanken unten im Treffengraben.

Freudige Gerührtheit hatte ihn befallen. In der Fabrik drauß in der Stadt war er oft verdrossen, weil bei manchem alles Reden nichts half. Manchem seiner Arbeitskollegen hatte er wiederholt in unwiderleglicher Weise klargelegt, daß es für die Arbeitsmenschen nur eines gibt, das hilft: die Einigkeit. Doch immer wieder stieß er auf Zweifler und Kögler. Und da unten die Leute im Treffengraben, von denen die Welt nichts weiß, die nie im Leben das erhebbende Schauspiel gewaltiger, einiger Arbeitsmassen gesehen, für die alle bisherigen Kämpfe der organisierten Arbeiterschaft keinen unmittelbaren Vorteil brachten, waren ein einzig Völklein von vertrauensvollen Genossen.

„Wenn es nicht so weit wär' hinunter,“ seufzte Kogler in sich hinein. Er hätte gerne die biederen Leute unten kennen gelernt, sich gerne an ihrer Maiseier beteiligt. Es wäre nicht die unschönste in meinem Leben, dachte er.

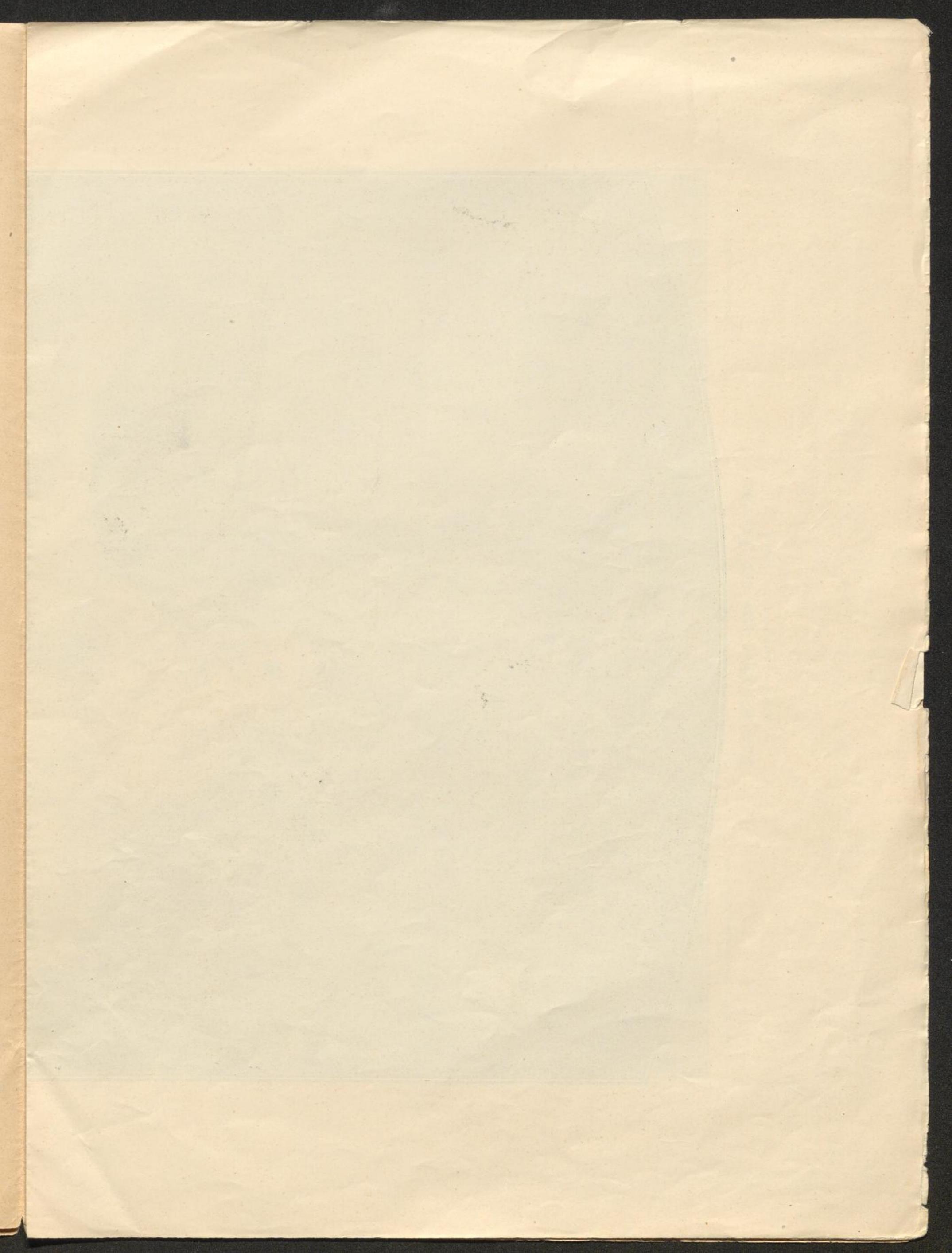
Hart auffallende, schwere Männertritte weckten ihn aus seinem Sinnen. Als er sich umwendete, stand ein Mann, nicht mehr jung, starkknochig, das Gesicht wetterhart, in der Tracht des Gebirglers vor ihm. Er sah Kogler mit mißtrauischem Erstaunen an, bot ihm aber einen „Guten Tag“. „Da ist kein Touristensteig,“ sagte er dann in der den Landleuten eigentümlichen vorwurfsvollen Weise. „Das weiß ich, Better,“ erwiderte Kogler.

Der Junge, der abseits stand, kam angeprungen. „Vater!“ rief er und faßte die Hand des Angekommenen. Durch den Jungen kam das Gespräch wieder in den Fluß. Zwei Genossen hatten sich gefunden. Freilich, etwas verschieden waren sie. Der eine, ein biederer alter Holzknecht, der nie recht aus seinem Graben herausgekommen, der andere ein weltkundiger Fabrikarbeiter. Sie verstanden einander nicht immer. Aus dem einen sprach religiöses Vertrauen, aus dem andern klare Erkenntnis. In einem aber trafen sich beide: in der Sehnsucht nach endlicher Erlösung der arbeitenden Menschheit aus Bedrückung und Kümmernis. Sie waren bald handeleins geworden. Kogler ging mit in den Treffengraben zu den Genossen. „Einer,“ sagte sein neuer Freund, „geht schon mit über den Kehrfoegel, da hast um gut eine Stunde näher nach Kaltenbach. Und wenn du auch ein wenig später heimkommst heute, das macht ja nichts, es ist ja der 1. Mai. Schade darum, daß du früher nichts gewußt hast von uns. Am schönsten war's am Vormittag. Mit den Glocken haben wir geläutet, gesungen haben wir, und erst die Red' vom Karner hätteft

hören sollen. So schön und wahr redet wohl kein Pfarrer auf der ganzen Welt.“ „Ja, habt ihr denn eine Kirche unten im Treffengraben?“ fragte Kogler. — „Nein, es war einmal eine. Jetzt ist sie schon abkommen. Wie so die besseren Bauern einer um den andern verschwunden sind und am End' nur mehr ein paar Keuschler übrig blieben sind, da ist unsere Pfarre aufg'hoben worden. Sie hat nichts mehr tragen. Das bessere von der Kircheneinrichtung habens nach Waldstein tragen, wohin wir jetzt mit der Pfarre gehören; es ist gewiß zwei Stunden weit von uns. Die Kirchen ist verfallen, und lang hat sich überhaupt niemand kümmert um uns Christen im Graben. Erst wie wir Sozialisten worden sind, da sind der Kaplan und der Pfarrer das eine ums andermal zu uns kommen. Es hat nichts mehr g'holfen. Sogar der alte Sechler, der Älteste bei uns, hat g'sagt: „Ja, jetzt kämt ihr. Erst ist euch um unsere Seelen nicht bang gewesen; ums Leibliche von uns habt ihr euch so nie gekümmert. Wenn wir verkommen wären, kein Hahn hätt' nach uns trächt.“ Jetzt predigt der Pfarrer von Waldstein bald alle Sonntag über uns. Irre gläuber, sagt er, wären wir, und Neugläuber nennen uns die Leut', weil sie uns nichts Unchristliches nachsagen können. Es ist wahr, wir haben einen neuen Glauben. Er ist besser wie der alte. Wir beten nicht mehr hunderte Rosenkränze im Jahr, aber wir halten drauf, daß man redlich leben und als ehrlicher Mensch ruhig sterben kann. Wir verlangen nichts, als unser Recht. Wenn das was schlechtes ist, dann gilt das Christentum auch nichts, dann haben wir nichts verloren an der Kirche und wenigstens das Beichten und die Buß' erspart.“

Es war schon spät morgens, als Kogler am 2. Mai erwachte. Die Füße waren ihm wie abgeschlagen. Tief in der Nacht war er erst aus dem Treffengraben nach Kaltenbach heimgekommen. Ein Genosse aus dem Treffengraben hatte ihn sicher des Weges geleitet. Erst als er den Weg nicht mehr fehlen konnte, hatte sich dieser verabschiedet. Von der Anhöhe herab hatte ihm der Genosse nachgerufen: „Hoch der Sozialismus! Grüß' die Genossen drauß in der Stadt von die Neugläuber im Treffengraben!“

Das wollte Kogler. Er vergaß auf seine steifen Füße. Er wollte ehestens fertig werden mit seiner Arbeit, um seinen Freunden in der Stadt die Kunde von den Neugläubern im Treffengraben zu bringen. Er wußte, sie war wohl nicht welterschütternd, aber erhebend.

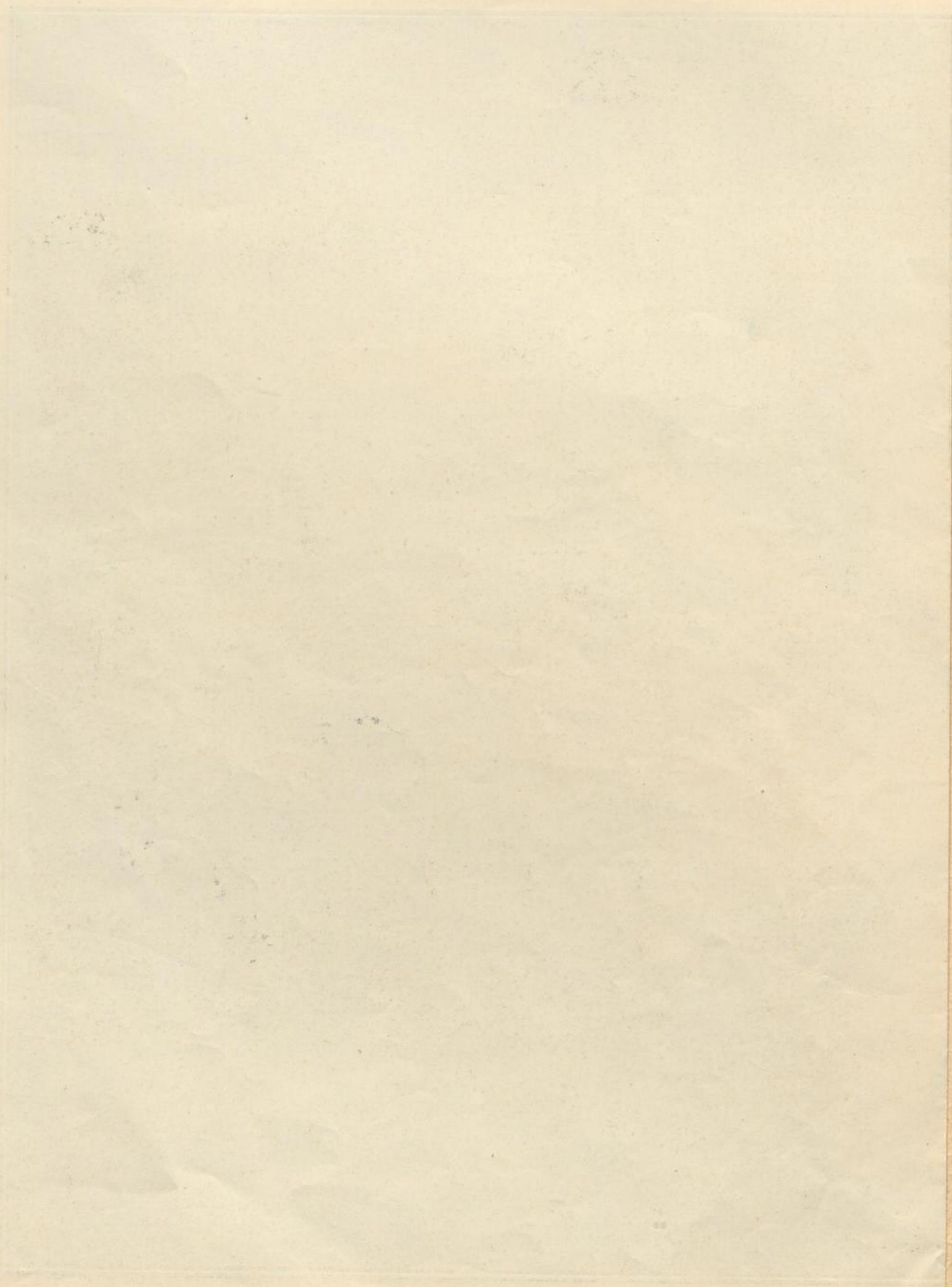




Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand.

Das Mädchen aus der Fremde.
Nach einer Zeichnung von Otto Friedrich.

Gratisbeilage zur Monatschrift 1905.



THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY

Friedrich Schiller.

Eine biographische Skizze von C. Fernerstorfer.

In einem kurzen Artikel ein Bild des Lebens und Wirkens eines so großen Genius, wie es Schiller war, zu geben, ist mißlich. Es kann dabei nicht viel mehr herauskommen, als eine Aufzählung von trockenen Daten. Und doch ist in einem Festblatte, wie das vorliegende, es durchaus notwendig, auch eine solche biographische Skizze einzufügen.

Schillers Vorfahren, die bis ins Ende des XVI. Jahrhunderts nachzuweisen sind, waren durch die Bank Handwerker. Erst Friedrich Schillers Vater, Kaspar Schiller, schlug aus der Art. Er wurde nach einem für unsere Begriffe abenteuerlichen Leben Wundarzt und später Hauptmann in Württemberg, dem Heimlande der Familie. Am 22. Juli 1749 heiratete er Elisabeth Dorothea Rodewich. Am 10. November 1759 wurde Friedrich Schiller in Marbach geboren, derweil sein Vater im Felde war. Als dieser in die Heimat zurückkommt, nimmt er an verschiedenen Orten seinen Aufenthalt. In Lorch erhält Friedrich den ersten Schulunterricht. Er ist fleißig, aber während seiner ganzen Schulzeit nicht hervorragend, durchaus nicht das, was wir einen Vorzugsschüler nennen. Dagegen zeigt er schon frühe einen schwärmend-beweglichen Geist. Die Wanderungen in den lieblichen, zum Theile auch romantischen Landschaften seines Heimatlandes lösen poetische Stimmungen schon in dem Knaben aus. Gerne nimmt er auch eine weiße Schürze vor, sammelt Altersgenossen um sich, stellt sich auf den Stuhl und predigt. Die Religion nimmt er innig und ernst. Vater und Mutter sind ihm da Vorbild. Wenn die sanfte, stille und gewuldige Mutter ihn mit ihrer Liebe und Zärtlichkeit ganz einhüllt, so wirkt die durchaus lüchtige, ernste, fast etwas trockene Art seines Vaters früh schon mächtig auf ihn ein. Sein Wunsch ist, Geistlicher zu werden. Da tritt der Herzog Karl Eugen in sein Leben. Dieser hatte eben eine militärische Pflanzschule auf dem Lustschloß Solitude bei Ludwigsburg eingerichtet. Die Pflanzlinge für diese Schule mußten die Bediensteten des Herzogs liefern. So erging denn auch an Hauptmann Schiller der Wunsch des Herzogs, er möge seinen Sohn in die neugegründete Schule schicken. Dieser Wunsch war so viel wie ein Befehl. Am 16. Jänner 1773 tritt Friedrich, nicht ohne tiefen Widerwillen, in die Anstalt ein. Wo und wie er kann, verschafft er sich poetische Lektüre. Neben den lateinischen Dichtern, die er in der Schule liest, pflegt er auch die Lektüre zeitgenössischer Deutscher, unter denen für seine Sprachbildung wohl Klopstock der bedeutendste ist. All das muß aber in Heimlichkeit geschehen. Er wendet sich, wenn auch ohne inneren Drang, der Rechtsgelehrsamkeit zu, später, als die Militärakademie nach Stuttgart verlegt wurde, 1775, wählt er die Medizin. Aber immer mehr drängt ihn sein Inneres zu seinem wahren Berufe, zur Dichtung. Er lernt mehr und mehr Großes und Bedeutsames auf dem Gebiete der Literatur kennen. Was für ihn am wichtigsten war, er liest Shakespeare. 1777 arbeitet er schon an den „Räubern“, die im Frühjahr 1781, da er keinen Verleger fand, im Selbstverlage erschienen.

Um die Kosten des Druckes zu bestreiten, muß er Schulden machen, der Anfang einer langjährigen Geldmisere. Die Bühnenbearbeitung der „Räuber“ beschäftigt ihn so intensiv, daß er seinem bürgerlichen Berufe (er war nach dem Austritte aus der Akademie Regimentsmedikus geworden) nur mit Unlust nachging. Inzwischen erschien auch eine größere Zahl seiner Gedichte. Am 13. Jänner 1782 erfolgte die erste Auf- führung der „Räuber“ zu Mannheim. Ohne Urlaub, den er ja nicht bekommen hätte, war Schiller heimlich aus Stuttgart fort und wohnte dieser ersten Vorstellung bei. Der Erfolg war beispiellos. Aus der ganzen Um- gebung waren die Leute zusammengeströmt und der

furt a. M., Worms, Dagersheim. Schließlich nimmt er die Einladung der Frau Henriette von Wolzogen an, die ihm ihr Landhaus zu Bauerbach bei Meinin- gen als Asyl anbietet. Dort kommt er im tiefsten Winter, am 7. Dezember 1782, an. Fast ein Jahr lang hatte er ein rechtes Bagabundenleben führen müssen. In dieser Zeit hatte er den „Fiesko“ beendet, dem „Kabale und Liebe“ folgte, welches Drama er schon am 14. Februar 1783 wenigstens vorläufig ab- schließt. Sofort macht er sich an „Don Carlos“. End- lich schien ein Hoffnungsstrahl zu leuchten. Der Intendant des Mannheimer Theaters, Dalberg, bietet ihm einen Kontrakt an, demzufolge Schiller als

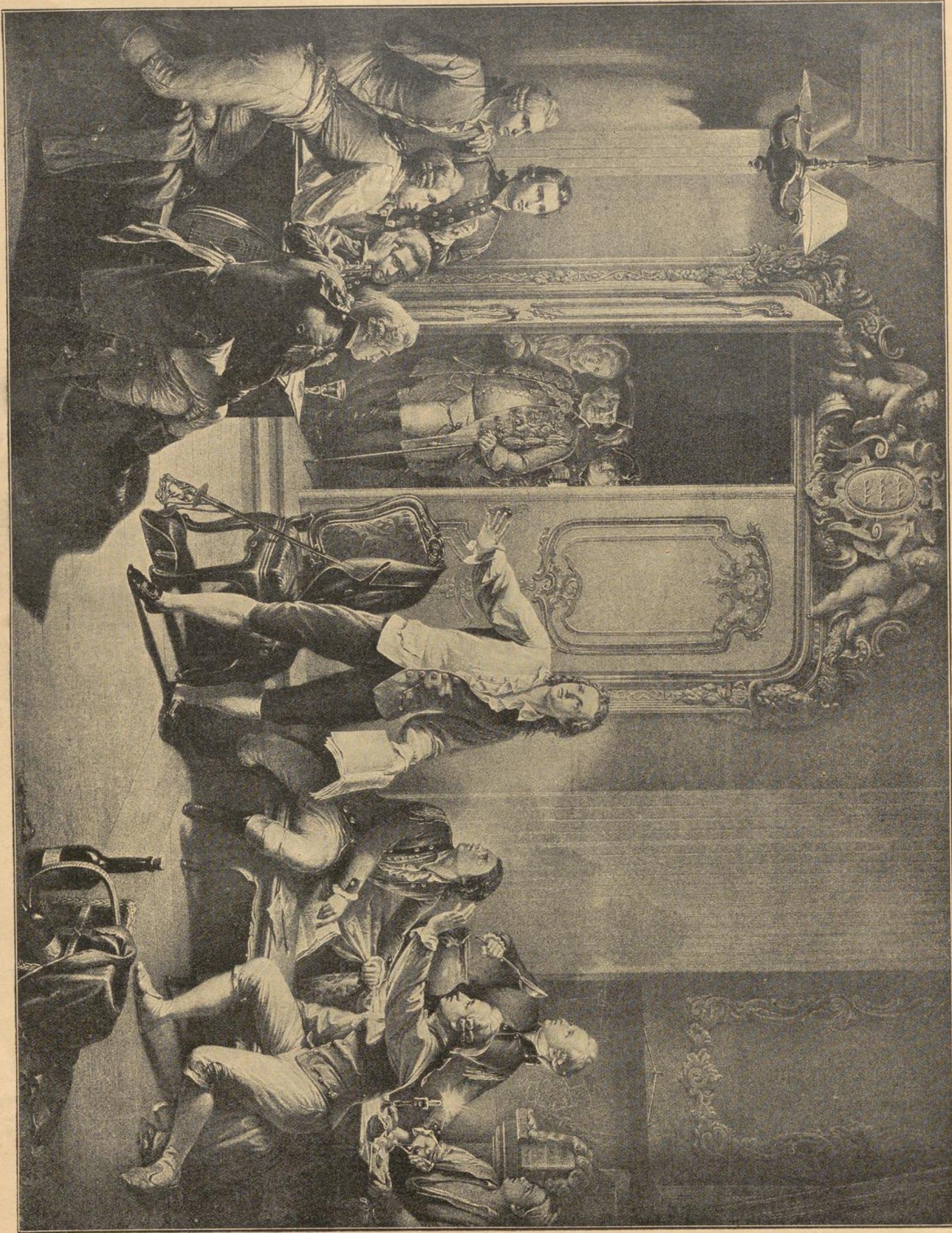


Friedrich Schiller.

Teil des Publikums, der dem Schauspieler beizuhören konnte, geriet in einen im deutschen Theaterleben nie vorher erlebten Paroxysmus der Begeisterung. Die meisten bedeutenden Bühnen Deutschlands führten noch im selben Jahre das Stück auf. Ueberall schlug es durch. Schiller hatte viel Ehre und Ansehen gewon- nen, aber der materielle Ertrag der „Räuber“ waren vorerst Schulden, ein Verbot des Herzogs, mit dem Auslande zu verkehren und ein vierzehntägiger Arrest. Aber schon gärt in Schillers Kopf der „Fiesko“ und der Plan zu „Kabale und Liebe“. Aber zugleich sieht er ein, daß seines Bleibens in Württemberg nicht länger ist. Er fühlt, daß er den Zwang der despotischen Natur des Herzogs nicht ertragen könne, er flieht mit einem treuen Freunde, Andreas Streicher, am 23. September 1782 nach Mannheim. Doch auch hier ist ihm keine Ruhe bereitet. Er wendet sich nach Frank-

furt a. M., Worms, Dagersheim. Schließlich nimmt er die Einladung der Frau Henriette von Wolzogen an, die ihm ihr Landhaus zu Bauerbach bei Meinin- gen als Asyl anbietet. Dort kommt er im tiefsten Winter, am 7. Dezember 1782, an. Fast ein Jahr lang hatte er ein rechtes Bagabundenleben führen müssen. In dieser Zeit hatte er den „Fiesko“ beendet, dem „Kabale und Liebe“ folgte, welches Drama er schon am 14. Februar 1783 wenigstens vorläufig ab- schließt. Sofort macht er sich an „Don Carlos“. End- lich schien ein Hoffnungsstrahl zu leuchten. Der Intendant des Mannheimer Theaters, Dalberg, bietet ihm einen Kontrakt an, demzufolge Schiller als Th at rdichter angestellt wer- den sollte mit 300 fl. Jahresgehalt nebst der Einnahme einer Vorstellung jedes seiner Stücke. Dagegen mußte er sich verpflichten, nebst „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“ bis Ende August 1784 noch ein Stück zu schreiben! Diesen Vertrag nahm Schiller an. In Mannheim erkrankt er alsbald, wie denn seine Ge- sundheit Zeit seines Lebens nie fest war. Am 11. Jän- ner 1784 wird „Fiesko“ aufgeführt, ohne sonderlichen Erfolg. Dagegen erregte wieder stürmischen Jubel „Kabale und Liebe“, zum erstemal am 13. April 1784 in Frankfurt a. M. und am 15. April in Mann- heim aufgeführt. Wenn auch der Winter von 1783 auf 1784 durch Krankheit und Sorgen gestört war, so hatte Schiller doch im Umgang mit hervorragenden Schau- spielern (darunter auch Pfaff) und gebildeten Leuten mannigfache An- regungen. Ende Mai 1784 erhielt er einen anonymen Brief aus Leipzig. Hier enthusiastische Bewunderer seines dichterischen Genies drückten ihm da ihre Ver- ehrung aus. Nachdem sein Theaterkontrakt abgelaufen war, wird er nicht erneuert und so steht Schiller wieder mitten in den ärgsten ma- teriellen Bedrängnissen. Zwar stößt ihm die Anteilnahme des kunsisinnigen Herzogs Karl August von Weimar wieder etwas Hoffnung ein, diese Anteil- nahme äußert sich aber vor- erst nur in einem weimari- schen Ratstitel. Neben den äußerlichen Sorgen plagt ihn sehr eine leidenschaft- liche Neigung zu einer verheirateten Frau, Char- lotte von Kalb. Am aus allem herauszukommen, wendet er sich an die ihm mittlerweile bekannt ge- wordenen Leipziger Freunde. Es waren dies Kör- ner und Huber mit ihren Bräuten, den Schwestern Minna und Dora Stock. Körner schickte ihm sofort 300 Taler. Schiller ordnet damit halbwegs seine Angelegenheiten und trifft am 17. März 1785 in Leipzig ein. Hier in Leipzig und Gohlis, später in Dresden, lebt Schiller bis Juli 1787 zum Teil in freudigster Arbeitsstimmung, freilich auch wieder sehr durch ein Liebesverhältnis geplagt, im ganzen doch durch Körners Freundschaft vor ma- teriellen Sorgen geschützt, zwei glückliche Jahre im leb- haften Freundschaftsverkehr mit guten und gebildeten Menschen. Die Hauptfrucht dieser Zeit ist der „Carlos“. Aber es drängt ihn nach Weimar. Dort lebten Goethe, Herder, Wieland, dort regierte Karl August. Goethe war zu

Die erste Vorlesung der „Räuber“.



dieser Zeit in Italien, aber es sind so viele tüchtige Menschen in Weimar, daß der gesellschaftliche Umgang Schiller viel Befriedigung gewährt. Seine Studien gehen jetzt hauptsächlich auf das Gebiet der Geschichte. Aus dieser Zeit ist „der Abfall der Niederlande“, ein prächtig geschriebenes Geschichtswerk, wie es bis dahin keines in deutscher Sprache gegeben hatte. Am 6. Dezember 1787 lernt er auf einem Ausfluge in Rudolstadt die Schwestern Karoline und Charlotte Lengefeld kennen, deren zweite später seine Frau werden sollte. Bald ist ihm die Gesellschaft der beiden Schwestern die liebste. Am 7. August 1788 treffen Goethe und Schiller zum erstenmal zusammen. Doch erfolgt keine Annäherung. Am 15. Dezember desselben Jahres erhält er ein vorläufiges Reskript als a. o. Professor der Geschichte (eigentlich Philosophie) in Jena. Zuerst hatte ihm Weimars Herzog einen Titel ohne Mittel gegeben, jetzt gab er ihm eine Stellung ohne Gehalt. Am 11. Mai 1789 siedelt er nach Jena über, hatte mit seinen Einleitungs-vorlesungen großen Erfolg, aber von den schließlich bleibenden Zuhörern zahlten die wenigsten Kollegengelder. Endlich wurden ihm am 1. Jänner 1790 200 Taler Gehalt zugesagt. Daraufhin wagt er die Heirat. Am 22. Februar desselben Jahres findet die Trauung in Weimars Jena statt. Aus Anlaß einer Krankheit, die zum Gerücht von seinem Tode führte, erhielt der Dichter von Prinz Christian von Augustenburg und Graf Schimmelmann einen Brief, in dem sie ihm für drei Jahre je 1000 Taler anbieten, damit er, befreit von den materiellen Sorgen, seinen Arbeiten leben könne. Dieser Brief sowie Schillers Antwort gehören zu den schönsten menschlichen Dokumenten. Mitten in den physischen Qualen beängstigender Krankheitserscheinungen taucht der Plan des „Wallenstein“ in ihm auf. Er war durch das Studium des dreißigjährigen Krieges auf diese Gestalt gekommen.

Aber es sollte noch lange bis zur Ausführung der Idee dauern. Seine gesicherte Existenz veranlaßt ihn nunmehr, durch lange Zeit sich fast ausschließlich auf das Studium der Kant'schen Philosophie zu verlegen. Inzwischen wurde ihm, ohne es vorerst zu wissen (erst 1798 erreichte ihn das Diplom), von der Pariser Nationalversammlung am 10. Oktober 1792 das französische Bürgerrecht erteilt. Die schönen Ergebnisse seiner philosophischen Studien hat er in einer Reihe von Aufsätzen niedergelegt. Unter allen diesen Arbeiten sind die Briefe „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“ die tiefsten. So fließt ihm nun das Leben dahin in Arbeit und Krankheit, nur unterbrochen durch einige Reisen, worunter auch der Besuch seiner Heimat. Im Mai des Jahres 1794 geschieht endlich jene Annäherung zwischen Goethe und Schiller, die von den größten Folgen für die Entwicklung der beiden Großen werden sollte. Goethe mußte Schillers Art anfangs zurückstoßen. Die beiden waren zu verschiedene Naturen, als daß sie sich so rasch hätten finden können. Jener war nur auf die Natur und das Anschauliche gerichtet, dieser hatte nur Interesse für den Menschen und die Idee. Als aber die Wand zwischen ihnen gefallen war, da war es, als fühlten sie jeder im anderen die Ergänzung ihres Wesens. Nun beginnt eine Zeit fruchtbarster Wechselwirkung zwischen beiden. Die Stunde, in der diese Annäherung erfolgte (wir wissen nicht einmal den Tag, es war wahrscheinlich am 20., 21. oder 22. Mai in Jena), war für die Entwicklung deutschen Geisteslebens eine der wichtigsten und folgenschwersten. Denn es ist nicht auszumessen, was alles die Jahre inniger geistiger Verbindung zwischen diesen beiden Großen gewirkt haben. Nicht allein, daß wir einen Briefwechsel zwischen beiden besitzen, der an sich ein literarischer Schatz ist. Wir haben es in dieser, man kann sagen innigen Verschmelzung zweier verschiedener, gleichhochstehender Arten mit einer gegenseitigen intellektuellen und ästhetischen Befruchtung zu tun, wie eine solche in der ganzen Menschheitsgeschichte nicht wieder vorkommt. Schiller fordert Goethe zur Mitarbeiterschaft an den „Horen“ auf und Goethe sagt zu, so daß in dieser Zeitschrift nunmehr alle irgendwie bedeutenderen Köpfe Deutschlands versammelt waren. Leider erschien sie nur drei Jahre, sie war zu hoch für die Masse des Publikums. Immer beschäftigt Schiller den „Wallenstein“. Daneben aber geht ununterbrochenes Studium und die Produktion kleiner poetischer Stücke fort nicht aus. Unter diesen stellt er, und mit Recht, das Gedicht „Das Ideal und das Leben“ besonders hoch. Die literarische Mittelmäßigkeit stellt sich in ganz Deutschland scharf gegen die beiden großen Männer. Das erweckte den Gedanken einer kräftigen Gegenwehr, der schließlich eine bestimmte originelle Gestalt an-

nahm. Goethe und Schiller vereinigten sich zur Herstellung einer Reihe von Distichen, in denen fast das ganze damalige literarische Deutschland scharf und satirisch bearbeitet werden sollte. Mit Beziehung auf die antike Form des Verses gaben sie ihnen den Titel „Xenien“ (zu deutsch: Gastgeschenke). Man kann heute bei sehr vielen dieser kurzen Verse nicht mehr bestimmen, ob sie dem einen oder anderen angehören, ja bei einzelnen ist nachweisbar die eine Verszeile von Goethe, die andere von Schiller. Bei manchem hat wohl auch der eine die Idee, der andere die Ausführung beigezeichnet, an vielen haben beide gefeilt. Ende 1796 ging der „Mufenalmanach“ ins Land mit samt den Xenien, die mächtig einschlugen und viel Staub aufwirbeln, da sie nichts und niemanden schonen. Ernster als je denkt Schiller an die Vollendung des „Wallenstein“. Zu seiner großen Freude ist Goethe vom 20. Mai bis 16. Juni in Jena. In dieses Jahr fällt die Entstehung vieler jener herrlichen Balladen, die wir von Schiller haben. Am 16. August werden „Die Kraniche des Jbykus“ fertig, wohl die beste Ballade Schillers und eine der besten der gesamten Weltliteratur. An Goethes in diesem Jahre ans Licht tretender Dichtung „Hermann und Dorothea“ hat er die tiefste Freude. Sie ist ihm „schlechterdings vollkommen“. Endlich wird am 12. Oktober 1798 in Weimar „Wallensteins Lager“ aufgeführt, dem am 30. Jänner 1799 die „Piccolomini“ folgen. Am 20. April desselben Jahres erfolgt ebenfalls in Weimar die erste Aufführung von „Wallensteins Tod“. So ist denn die Trilogie fertig, die Schiller so unendlich viel Arbeit gekostet hat und die ihn bis auf den heutigen Tag als der größten Dramatiker der Deutschen erscheinen läßt. Nach langer Pause tritt Schiller wieder auf die Bühne, der er in den wenigen Jahren, die ihm noch zu leben bestimmt waren, noch eine Reihe der herrlichsten Dramen („Maria Stuart“, „Die Jungfrau von Orleans“, „Braub von Messina“) lieferte, um endlich in seinem Schwanengesange „Wilhelm Tell“ ein Meisterwerk zu schaffen, das zu einer Art Evangelium für die Besten des deutschen Volkes geworden ist.

Sein von Schmerz und Krankheit zermürbter und zermarterter Körper brach aber nun unaufhaltsam zusammen. Jahrelang hat er ihn mit der Kraft seines Geistes gebändigt. Zwar hatten sich in den letzten Jahren seine materiellen Verhältnisse etwas gebessert, obwohl er auch jetzt nicht im Ueberflusse lebte. Aber die physische Not des Lebens hat von seiner Flucht aus Württemberg an immer an ihn gekehrt, so daß mit jedem Jahre seine Körperlichkeit widerstandsfähiger wurde. Aber auch in der Zeit der Krankheit hat er sein Wort von der „Beschäftigung, die nie ermattet“ an sich selbst bewahrt. Mit Recht konnte W. Humboldt ihm noch anderthalb Jahre vor seinem Tode schreiben: „Für Sie braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten. Die Kraft und die Jugend sind Ihnen von selbst gewiß.“ Er meinte die geistige Kraft, die dichterische Jugend. Das Schicksal aber wollte ihm das äußerste an Schmerzen, das er nach dem Ausspruche der Aerzte noch hätte erdulden müssen, ersparen.

Schon bei Beginn des Winters im Jahre 1804 fühlte er sich elender als je. Zwar blüht es immer wieder wie Hoffnung auf Genesung auf, aber es ist nur trügerischer Schein. Aber er arbeitet rastlos, er beschäftigt sich mit einer Reihe dramatischer Pläne. Noch macht er Besuche, beteiligt sich, wenn er kann, am gesellschaftlichen Leben. Am 29. April 1805 besucht er noch das Theater, wo ihn das Fieber heftig anfallt. Er wird nach Hause gebracht und verläßt das Bett nicht mehr. Am 6. Mai tritt schon stellenweise Befinnungslosigkeit ein. Am Abend des 8. Mai antwortet er auf die Frage, wie es ihm gehe: „Immer besser, immer heiterer.“ Dann wollte er die Sonne schauen. Am 9. Mai, früh morgens zwischen 5 und 6 Uhr, hauchte er seine große Seele aus.

Er wurde des deutschen Volkes Lieblingsdichter. Was in dieses Volkes Art edel und tüchtig ist, findet in Schiller seinen höchsten Ausdruck. Er war nicht deutschnational im trüben Sinne partipolitischer Charakterisierung, er war mehr, er war deutsch. Und weil er deutsch war, so war er Weltbürger im edelsten Sinne des Wortes. Wenn er von Idealen des deutschen Volkes spricht, so werden unter den Hunderttausenden, die ihn feiern, wohl die deutschen Arbeiter ihm am besten verstehen und ihm jubeln. Wie er das deutsche Volk preist, so preisen wir es und im Sinne seiner Worte sind wir deutsch mit Leib und Seele:

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Festhe bot dem Vatikan.

Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.
Höher'n Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit.
Freiheit der Vernunft erkochten
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ew'ge Zeit.

Das Recht auf Verehrung.

Von Stefan Großmann.

Ich habe einmal einen alten Wucherer gekannt, der abends in seiner Wohnung Spinoza und Schopenhauer las und für sie schwärmte. Abends und in seiner Wohnung! Bei Tage saß er in seinem Comptoir und nahm fünfzehn bis vierzig Prozent. Er liebte es nicht, wenn man in seinem Comptoir von Schopenhauer sprach und sah es noch weniger gern, wenn man ihn in seiner Wohnung an Prozente erinnerte. Er hatte sein Leben in zwei Hälften streng geschieden, in den Mußestunden zu Hause war er Idealist, in den Bureaustunden war er mehr praktisch. Mit Leuten, die ihn aus den Abendstunden kannten, machte er nur ungerne Geschäfte. Zu seiner Ehre sei hinzugefügt, daß er in sein idealistisches Heim niemals einen seiner Kunden zugelassen hat. Sein ganzes Leben war eben streng auf doppelte Buchhaltung angelegt.

An diesen idealistischen Wucherer muß ich in diesem Schillerjahr fortwährend denken. Er und seinesgleichen sitzen sicher in zahlreichen Schillerfestkomitees, er und seinesgleichen werden an Schillerfeiern mit entblößtem Haupt teilnehmen, er und seinesgleichen spenden Geld für Schiller-Gedenkmünzen. Auch er und seinesgleichen sagen in diesem Jahr mit fettiger, gerührter Stimme: Unser Schiller . . . Weiß Gott, daß ich durch diese peinliche Gedankenverbindung Friedrich Schiller nicht herabsetzen will. Aber ich finde, freilich, daß mein vielprozentiger Idealist Schiller in frecher Weise herabsetzt, indem er ihn — verehrt. Das ist ja überhaupt das Empörende an allen Gedenktagen, Festfeiern, Festjahren, daß wir unsere Großen nicht schützen können vor den besudelnden Begeisterungen der Niedrigen. In seinem ergreifenden Nachruf für Schiller hat Goethe gesagt:

„Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine!“

Es ist am 100. Todestage buchstäblich wahr geworden: Hinter Schiller laufen auch die Gemeinen her, leider nicht in wünschenswerter Wesenlosigkeit. Die ganze Welt des offiziellen Böbels, vom Fürsten Bülow bis hinab zu unserem Lueger, alles veranstaltet Schillerfeiern, alles hält Schillerreden, alles huldigt dem Dichter des „Tell“! Darf wirklich jeder, der Ideale nur in den Mußestunden hat, außerhalb seines Duns, darf wirklich jeder sich an das schwungvollste moralische Genie unter allen deutschen Dichtern hängen? „Ich verehere Schiller“, sagen auch sie, die hell auf-lachen würden, wenn in ihren Comptoirs jemand sittliche Forderungen erhöhe. . . . Wenn ich ein Mädchen „verehere“ werde ich ihr nur mit gewaschenen, reinen Händen nahen wollen. Einem Dichter dürfen auch die schmutzigsten Hände nahe kommen?

Mein vielprozentiger Idealist will mir nicht aus dem Sinn, wenn ich von der Verehrung unserer Großen reden höre. Er ist ein sympathischer Mann zu nennen, wegen der offeneren, klaren, geraden Trennung, die ihm beliebt. Wer ihn im Bureau traf, wußte: „Ich spreche mit dem Wucherer“, wer ihn zu Hause traf, wußte: „Ich spreche mit dem Schwärmer.“ Kliger als dieser Mann sind jene zahlreichen andern, die in ihrem Innern ideales Heim und praktisches Comptoir in einem Raum haben und die deshalb auf die Gewissensfragen: „Lieben Sie Schiller?“ eigentlich zwei ungesprochene Antworten zur Auswahl liegen haben. „Ich verehere ihn“ und „Wie viel Prozent trägt mir die Verehrung?“ Momentan verzinst sich Schillerverehrung nicht übel. Wer sie zur Schau trägt, gilt als klassisch gebildeter Mann, als Ethiker, als Schätzer der wahren Kunst, als Anhänger der Kantischen Philosophie. Das sind für ein paar begeisterte Worte Prozente genug!

Wie aber, fragt ein redliches Gemüt, kann man die wahre von der falschen Begeisterung unterscheiden. Ich denke an meinen geschätzten alten Wucherer und antworte: Wer nur in seinen Mußestunden Idealist ist, sollte Friedrich Schiller nicht nahen dürfen. Wer den moralischsten Dichter nicht liebt, der soll seinen

Namen nicht in den Mund nehmen dürfen! Wer selbst aus dem Holze ist, aus dem Schiller seinen Wexler, seinen Philipp, seinen alten Piccolomini, seinen Wurm, seinen Präsidenten, seinen Kalb, seine Elisabeth formte, tut dem Dichter Hohn an, indem er ihm huldigt. Wie viele hochstehende Streber, die heute Präsidenten der Schillerkomitees sind, würden es vertragen, daß ein Schiller'scher Ferdinand der „ganzen Stadt erzählt, wie man Präsident wird“. Wie viele hochfürstliche Herren, die dies Jahr an der Spitze des Schillerzuges marschieren möchten, haben ihrem Volke Wexlerhüte errichten lassen, vor denen die Abhängigen sich zähneknirschend bücken sollten? Darf ein Mann, der seinem „Untergebenen“ Gedankenfreiheit geben will, sich in die Positur des Schillerverehrers setzen?

Nein, nein! Man soll auch Dichter nur mit reinen Händen verehren dürfen! Ein Stück Schiller gelebt ist mehr als in hundert Versammlungen gefeiert. Deshalb halte ich für die bedeutsamste aller Schillerwärtigungen dieses Jahres jene, die sich im deutschen Reichstag abspielte, als von dem großen Streif der 200.000 rheinisch-westfälischen Bergarbeiter die Rede war. „Im Schillerjahr“, rief damals der Bergmann Hue im deutschen Reichstag aus, „wollen Sie sich den bescheidenen Forderungen der Arbeiter widersetzen?“ Heißer ist dem Großen nie gehuldigt worden, als in jener Beschwörung! Daß die streifenden, hungernden Bergarbeiter, die für ein bißchen mehr Leben am Tage, im Lichte stritten, in ihrer Fein des Dichters erhabenen Schatten zitierten, wie Fromme den Namen ihres Schutzpatrons in Stunden der Gefahr vor sich hinstimmeln, wahrlich, dies ist eine aus dem Innern dringende unwillkürliche Huldigung, die mehr zählt, als all die ausgeklügelten, wohl vorbereiteten Schiller-Festreden, die in diesen Tagen über das deutsche Volk herniederprasselten.

Nur wer in sein Arbeitsleben einen Funken Schiller'schen Feuers verwoben hat, hat das Recht auf Schillers Verehrung!

Schiller und unsere Zeit.

Wohl erblickt er 's vom Berg und kannt' es, das Land der Verbeißung, Doch, da er 's singend betrat, nahm ihn ein zürnender Gott!

(Grillparzer.)

Der deutsche Spießer hat sich seit jeher am Glanzvoller Theatralik erbauet und ist immer gerne bereit, Fadel- und Festzüge zu arrangieren, große Reden zu halten, an löblichen Vorlesen sich ein paar Stunden zu berauschen, um nachher, wenn Festesfang und Klang verblasst, wieder zu werden, was er war, der deutsche Spießer. Was begrifflicher, als daß er jetzt, wo Schillers Todestag sich zum hundertstenmale jährt, seit Monaten rüstig am Werke ist, den unsterblichen Dichter zu feiern. Komitees werden gebildet, Aufrufe erlassen, Preise für die beste Idee, Schiller zu ehren, ausgesetzt, Denkmäler geprägt, um sie hungerigen Schulkindern zu verteilen, Schulausgaben seiner Werke veranstaltet, neue Biographien auf den Markt geschleudert, geschäftig sieht man sie alle, die gerne u. a. genannt werden, an der Arbeit, und Reden werden gehalten, große, löbliche Reden voll schallender Worte, voll von Schiller'schem Pathos, und Festaufführungen werden veranstaltet werden mit solennem Prunk der Ausstattungen und Kostüme, und auch der vielgeliebte Fadel- und Huldigungszug wird nicht fehlen, nicht fehlen der Gang zum Grabe und zu den Denkmälern und das Niederlegen tausender Kränze mit allerlei begeisterten Inschriften zc. zc. Täglich vermelden die Journale Neues über die Schillerfeier, und es mag den unbefangenen Leser wirklich bedünken, als ob die Flamme einer großen, echten Begeisterung hellodernd wachgerufen worden wäre. Jedoch

Der Fadelzug mit Saus und Braus
Liegt meinem Wesen ferne,
Komm' je ich aus meiner Donne heraus,
Ist's nur mit einer Laterne.

Diese Worte Grillparzers, welche er gerade gelegentlich eines Schillerfestes schrieb, kommen einem angefaßt all dieser Vorbereitungen und Veranstaltungen unwillkürlich in den Sinn! Schiller feier? Nein! Denn kaum wird der Kärm des Festes verhalten sein, wird auch die Begeisterung, die nur künstlich entflammt war, wieder erstarben sein, und der Satiriker des Simplicius: „was wird recht behalten, der schon jetzt die Geißel seines Spottes über die Schillerfeier aus Adels- und Bürgerkreisen blutig schwingt! Schiller feier im deutschen Bürgertum? Nein, und tausendmal nein! Das ist keine wahre Begeisterung, welche die deutschen Bürger zu Schillers Denkmal treibt, kann nicht wahre Begeisterung sein, sondern leerer Kummel ist es, nur hohler Schein, nicht beller, bebrer Blut! Denn die deutschen Bürger haben Schillers teures, köstliches Vermächtnis, kaum erworben, wieder aus den Händen gegeben, für sie wenigstens ist Schiller heute tot oder sie für ihn! Und sie wissen es auch ganz gut, und es ist noch nicht gar lange her, daß sie es eingestanden haben! In den Acht-

ziger und Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts war es, als Deutschlands Dichter, gelehrt um die Fahne des Naturalismus, einen grimmigen Feldzug gegen Schiller und Schillers Nachfolger und Epigonen unternahm. Freilich galt der Kampf der jungen Literaten, Gerhart Hauptmanns in ihrer Mitte, im Grunde genommen nur dem Schiller'schen Stil, nicht dem Schiller'schen Geist, aber die deutschen Bürger griffen diese Verachtung Schillers mit wahrer Begeisterung auf; nun gehörte es zum guten Ton, nun war es modern, Schiller zu verspotten und gering zu schätzen, und der deutsche Spießer fühlte sich und dächte sich, weiß Gott was, wenn er Nieß'sches Wort vom Moraltrumpeter von Säckingen gedankenlos nachplapperte. Jetzt brauchte er die Verehrung für Schiller, die früher das Zeichen guter Erziehung und edler Bildung war, nicht mehr zu heucheln, und er war froh darüber; denn für ihn, den deutschen Bürger, war der Abfall von Schiller nicht Stillsade, sondern Gesinnungssache, nein, mehr noch: geschichtliche Notwendigkeit.

Denn Schiller war wie kein anderer ein Dichter seiner Zeit, aber nicht etwa in dem Sinne, daß er irgendwelche unbedeutende Aktualitäten, etwa eine vielbesprochene Liebesaffäre oder dergleichen zur Grundlage seiner Werke machte, nein, er lauschte dem großen Pulschlage der Zeit, horchte hinein in das vielftimmige Gewirr und vernahm die mannigfachen Stimmen, welche im Herzen des Volkes lebendig riefen. Aus Sturm und Drang heraus geboren, begeistert durch das Rousseau'sche Evangelium der Rückkehr zur Natur und gereift und geläutert in Kant's Schule, sogte er das chaotische Stimmengewirr in seinem dichterischen Gehirne zusammen und wurde zum Ruder im Streit und zum Seher und Propheten seines Volkes. Die Donner der französischen Revolution kündigte er abnungsvollen Geistes an, rüttelte den deutschen Bürger aus seinem dumpfen Schlafe auf und erinnerte ihn an seine angeborenen Rechte und seine Menschwürde, lehrte ihn mit glühenden Worten den Haß wider die Volksbedrücker und Tyrannen und rief mit dem ganzen herrlichen Schwung seiner einzigen unvergleichlichen Sprache zur Freiheit, zur Freiheit! Und zur Einigkeit feuerte er sie an, die zersplitterten, deutschen Staaten und mit träumendem Seherblick schaute er in die fernste Zukunft, „wo die Schranken des Unterschiedes einfließen, von uns abspringen all die verhaßten Hülsen des Standes“ und die Menschen, „frei durch Vernunft, stark durch Gesetze“ nur Menschen sind und nicht mehr Herren und Knechte.

Wohl erblickt er 's vom Berg und kannt' es, das Land der Verbeißung, Doch, da er 's singend betrat, nahm ihn ein zürnender Gott.

Aber sie, die deutschen Bürger, scharten sich begeistert um das Banner des Schiller'schen Idealismus, und tausendstimmigen Wiederhall fanden seine Worte. Eingedenk seiner Ermahnungen wandten sie sich gegen ihre Unterdrücker und in langwierigen, oft blutigen Kämpfen erstritten sie sich ihre Freiheiten, erstritten sie sich ihr einiges Deutschland, erkämpften und erlegten sie sich ihre Macht und ihre Herrschaft.

Nun aber sitzen sie, thronen sie auf ihren Schätzen, und die Freiheitskämpfer sind selber Herren, sind selber Unterdrücker und Tyrannen geworden. Was soll ihnen jetzt Schiller, der Dichter der Freiheit, der Dichter der Sehnsucht, der Dichter der Hungerigen! Sie haben alles, was sie wollten, sie besitzen, sie genießen und sind gesättigt! Und Schiller ist tot!

Tot? Nein, Schiller lebt, lebt und ist lebendiger denn je. Und wo Tausende früher begeistert ihn hörten, jubeln heute Millionen ihm zu. Denn das Land der Verbeißung ist noch nicht gekommen, noch sind die Schranken des Unterschiedes nicht gefallen und die verhaßten Hülsen des Standes sind noch nicht abgesprungen. Folglich wird Schiller noch gehört, geliebt, bewundert und — gefeiert, aber die Feiern und die Begeisterung sind nur dort am Platze, wo sie echt sind, wo sie echt sein können, bei den Unterdrückten, bei den Sehnsüchtigen, den Hungerigen, bei den Proletariern!

Denn die Sozialdemokraten sind keineswegs so kurz-sichtig, in Schiller nur den Befreier des dritten Standes zu erblicken. Für sie ist Schiller der Schüler jenes Kant, aus dessen Händen die großen Schöpfer des wissenschaftlichen Sozialismus ihr ebernes Rüstzeug empfangen haben, und deshalb allein hat er schon sein Standbild in den Tempeln ihres Herzens. Für sie ist er der Sänger, der das Bürgertum zum Kampfe aufstachelte, durch den erst die Erhebung des Arbeiterstandes geschichtlich möglich geworden ist. Vor allem aber ist er uns der Herold der Freiheit, der Dichter des Don Carlos und des Wilhelm Tell! Nur für das Proletariat, das heute allein den Kulturfortschritt der Menschheit verbürgt, das heute allein noch Wünsche und Sehnsüchten hat und Ideale im Herzen trägt, ist Schiller noch lebendig, er, der bebrer Dichter des Naturalismus, der Sänger der Freiheit und der Sehnsucht.

Sie, die Proletarier, fühlen noch etwas, wenn sie des Kammerdieners ergreifende Erzählung in „Kabale und Liebe“ hören und den Sehnüchterschmerzschrei Posas nach Gedankenfreiheit oder Marfas Klage im Demetrius:

O, warum bin ich hier genagt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!

Und warum lebhafter und williger folgen sie dem Dichter, als seine Sehnsucht nicht die eines pessimistischen Melancholikers weltwehmerzerlich-entsagend nach dem Tode gerichtet ist, sondern weil sie, dem Gehirne eines positiven Weltbildners entsprungen, hoffnungsfreudig und kübn eine schönere Zeit erträumt!

Und das wissen die Veranstalter der lärmenden Feiern gar wohl, daß Schiller ein Dichter der Freiheit war und heute in den Reihen der Proletarier seine begeistertsten Anhänger und Freunde hat. Und nun wollen sie Schiller von seiner Höhe zu sich herabziehen und verweisen auf jene Stellen seiner Werke, wo er sich gegen die Selbsthilfe und die Revolution ausspricht:

Wo rohe Kräfte sinnlos walteten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befreien,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihen.

Oder: Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuersunder still gebäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift.

Oder: Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet.

Oder: Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und ächzet Städt' und Länder ein.

Und schließlich das vielzitierte, viel mißbrauchte:

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erjittert nicht!

Das ist nun allerdings ein bewußtes Nichtverstehen-wollen der Schiller'schen Ideen! Gewiß erstrebte Schiller als Schüler Kants die Befreiung der Menschen von innen nach außen und hoffte, daß der zunehmende sittliche Adel die Schranken und Vorrechte der Gesellschaft hinwegräumen werde, hoffte vor allem, daß in erster Linie die Jürken dieser sittlichen Läuterung zugänglich sein werden und daß sie ihren Völkern die Freiheit von selbst geben werden.

Innen, den Herrschenden, gilt also des Dichters Mahnwert und sie erinnert er daran, den Sklaven zu fürchten, der die Kette brechen könnte!

Den Völkern hat aber gerade er, der sittlich hohe Schiller, der der heil'gen Ordnung Preislied sang, den Weg gewiesen, den sie zu gehen hätten in ihrer höchsten Not:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht,
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Sinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verlangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen
Gegen Gewalt.

Da nützt kein Deuteln und Kritteln, kein Drehen und Wenden: Schiller ist und bleibt der Dichter der Freiheit, und deshalb ehren die Proletarier heute erhobenen Hauptes sein Andenken, deshalb fordern sie aber auch, daß die Feiern der anderen kein leeres Spiel sei, sondern ein wahres, großes Fest. Und da gibt es nur ein einziges: Am Schiller-Tage sollen alle Bühnen Schiller spielen unentgeltlich oder zu den allergeringsten Preisen für die Hungernden und Sehnsüchtigen, für die echten Schiller-Enthusiasten, für die Proletarier. Die Theater auf, und laßt das Volk hinein! A. K.

Unsere Bilder.

Dem Charakter unserer Zeitschrift als gleichzeitiger Gedenknummer der Jahrhundertfeier des Todestages Schillers entsprechend, ist auch die künstlerische Ausstattung erfolgt. Das Titelbild, ein Werk der Münchener Malerin F. Haag, veranschaulicht in der markigen Gestalt des reitenden Jünglings die bewogende Macht des Sozialistengedankens, der am 1. Mai Eingang hält in die Hirne und Herzen der indifferenten Proletarier. Kräftig, selbstbewußt, so kann das Proletariat seiner weltgeschichtlichen Aufgabe, seinem Kampfe entgegen gehen, unter dem roten Banner des befreitenden Sozialismus. Das große Doppelbild, eine Weiterleitung des Wiener Malers Friedrich, ist eine Illustration des Schiller'schen Gedichtes: „Das Mädchen aus der Fremde“. Den idealen Schwung des großen deutschen Dichters stellt uns die Poetie als eine aus unbekanntem, irdischen Gebilden herüberkommende göttliche Erscheinung dar, die den Armen ihre beglückenden, erlösenden Gaben darreicht. In dem Bilde drängt sich das von Arbeit und Not gedrückte Proletariat sehnsüchtig heran, um von den duffigen Gaben der Kunst einiges zu erhalten. Eins freilich ist der Unterschied gegen die Auffassung der Schiller'schen Zeit: Für das zum Bewußtsein erwachte Proletariat geht die Spur des Mädchens aus der Fremde nicht mehr verloren. — Das Schillerporträt ist nach dem eines Zeitgenossen Schillers angefertigt. — Das letzte Bild endlich stellt eine Szene aus der Jugend des Dichters dar. Auf der Karlschule, einer Institution des gestrengen Herzogs Karl von Württemberg, wo die Schüler in militärischer Rucht gehalten wurden, hielt eben der junge Schiller sein erstes, revolutionäres Stück „Die Räuber“ vor, auf dessen Titelblatt später stand: „In Tyrannen!“ („Gegen die Tyrannen!“). Er wird hierbei von dem Herzog, der eine Zeitlang hinter der Züre gelaußt, überrascht. Die Folge dieser Kühnheit des jungen Genies war seine Einperrung auf dem Solothurner Berg, von wo es ihm jedoch gelang, nach Mannheim zu flüchten. Die Antwort auf diesen Veruch des „aufgeklärten“ Absolutismus, einen der größten deutschen Dichter mundtot zu machen, war die Abfassung des „Fiesco“, republikanisches Trauerspiel, und des irrevolutionären bürgerlichen Trauerspiels, „Kabale und Liebe“, zweier der nachhaltigsten Dichtungen in der großen Freiheitsbewegung des deutschen Bürgertums. So rächen sich Genies!

Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, VI. Gumpendorferstraße 18.
für die Redaktion verantwortlich Dr. Wilhelm Ellenbogen.

Druck von Johann N. Verney in Wien.